

Predigten an der Schlosskirche Lutherstadt Wittenberg

20. März 2022 - Sonntag Oculi



Predigt:
Pfarrer Oliver Fischer
(Dozent am Evangelischen
Predigerseminar Wittenberg)

Predigtmanuskript – es gilt das gesprochene Wort!

Predigt zu 1Kö 19 an Oculi 2022

Gnade sei mit Euch und Friede
von unserm Herrn Jesus Christus!

Es ist etwas Besonderes an den biblischen Geschichten. Sie stammen aus einer anderen Welt, einer uns völlig fremden Kultur, einer lange vergangenen Zeit, einer fernen Gegend. Und doch kommen uns manchmal so nah, dass wir sie fast mit Händen greifen können.

So geht es mir mit der Geschichte von Elia heute, dem großen Gottesmann, der so müde geworden ist von seinem Einsatz für Gott und nicht mehr weiterkann. Nicht mehr weiterwill.

Aber Gott bleibt bei ihm, gibt ihm, was er braucht, sorgt für ihn: mit dem Schatten eines Ginsterstrauchs in der Wüste, in dem er schlafen kann, mit einer sanften Berührung, einem ermunternden Wort und mit Brot und Wasser – das alles ist erstmal genug als Stärkung für den weiten Weg, der vor ihm liegt.

Das empfinde ich so wohltuend an dieser Geschichte: diese Fürsorge mit den einfachsten Mitteln und liebevollen Gesten, die zur Stärkung reicht.

Mir geht es wie vielen anderen auch nach zwei Jahren Pandemie und nun seit dreieinhalb Wochen mit den täglichen entsetzlichen Nachrichten, und dabei weiß ich, dass die ja nur die Nachrichten aus einem Land sind, und daneben gäbe es noch so viele andere schlimme Nachrichten aus anderen Weltgegenden, auch wenn die grad nicht so präsent vorkommen. Wer sollte da nicht müde sein? Erschöpft und dünnhäutig?

Und ich brauche auch Stärkung für den weiten Weg, der vor mir liegt: Sinnbild für mein eigenes Leben und für unsere ganze Welt. Wie lang der Weg sein wird, kann ja noch keiner absehen. Bis wir endlich zum Frieden gelangen, der mehr ist als Schweigen der Waffen. Aber ein Waffenstillstand wäre zumindest ein wesentlicher Schritt.

Wir erleben gerade alle zusammen, dass der weite Weg durch Wüsten führt, im übertragenen Sinn verstanden: weit weg von vertrauter Sicherheit, auch durch Gefahren, und für manche so ungeschützt vor Gewalt.

Mich berührt diese Geschichte vom müde gewordenen Elia. Zur Vorgeschichte: Mit vollem Einsatz hatte Elia für die Sache Gottes gestritten, für eine Welt, in der ein Leben in Freiheit möglich ist, nach den Geboten, die Gott als Wegweiser gegeben hat, damals am Sinai, wie die Menschen einander gerecht werden und gemeinsam in gegenseitigem Respekt und Solidarität miteinander leben können.

Leidenschaftlich hat Elia dafür gekämpft, sich gewehrt gegen das Chaos, das der menschenverachtende Kult des Baals unter den Leuten anrichtete, von dem die neu an die Macht gekommene herrschende Elite profitierte.

Der Gotteskämpfer Elia fordert seine Gegner, die Propheten des Baal, zum Wettstreit – und gewinnt. Und zeigt damit, wer der einzige, der wahre Gott ist, mit dem „Gottesurteil auf dem Berg Karmel“, so erzählt es die Geschichte direkt vor unserer heute.

Doch dann lässt sich Elia von seiner Leidenschaft für die gute, die gerechte Sache Gottes oder von seinem Erfolg oder von seiner Wut, und vielleicht von allem zusammen hinreißen und vergisst selbst alle Verhältnismäßigkeit. Er kämpft weiter und greift an und bringt alle seine Feinde mit eigenen Händen um. Ein Exzess der Gewalt!

Und jetzt? Hockt er da, in der Wüste und stammelt: „Es ist genug. Ich will nicht mehr leben.“

Auf der Rückseite der Aggression drängt die Depression mit Macht hervor.

Es ist eine krasse Gefühlsachterbahn, auf der Elia da fährt: nach seiner mörderischen Wut in die Angst ums eigene Leben, als die Königin Isebel ihm Vergeltung androht. Auf der Flucht schlägt die Angst dann um in Depression und tiefe Lebensmüdigkeit: „Es ist genug. Ich bin nicht besser als meine Väter. Ich will nicht mehr leben. Nimm doch meine Seele.“

Er gibt alles auf. Sieht keine Perspektive mehr, weder für sich selbst, noch für die Sache Gottes, die erneuerte Welt, in der die Menschen einander gerecht werden und im Frieden leben, im Schalom Gottes. Das haben die Väter, die Vorfahren schon nicht geschafft und er ist auch gescheitert.

Er sieht sich übrigens komplett als Alleinkämpfer und übersieht damit glatt, dass da durchaus noch andere sind, die auf Gottes Seite sind. Davon erzählt die Geschichte nämlich auch: da sind noch 7000 andere da, außerdem gibt es noch 100 andere Propheten, versteckt in einer Höhle. Aber Elia bekommt von ihnen gerade nichts mit. Er ist allein mit sich und seiner entsetzlichen Selbsterkenntnis. Statt zum Friedensboten ist er zum Massenmörder geworden. Jetzt wünscht er sich den Tod: „Es ist genug.“ Und meint damit: es ist zu Ende. Mit mir und mit Deinem Weg mit uns, hin zu Deinem Frieden.

Aber Gott sieht das anders: Es ist noch nicht genug, weder für Elia, noch für die Welt. Es gibt noch einen weiten Weg für ihn, für die Welt, für uns alle. Und es gibt ein Ziel.

Wer mit depressiven Menschen zu tun hat und helfen will, weiß, wie schwierig das ist, manchmal auch unmöglich. Leicht wird zu viel, was man aus bester Absicht Gutes zu tun versucht. Aber wie wichtig ist es,

trotzdem da zu sein, zu bleiben, mit ganz Wenigem, vielleicht auch mit nichts, was man wirklich tun kann - außer mit viel Geduld.

Geduldig bleibt Gott und gibt dem Elia, was er braucht, was für jetzt genug ist: einen Ginsterstrauch, der wegen seiner tief reichenden Wurzeln härteste Trockenzeiten übersteht und jetzt Schatten wirft und duftet, Schutz zum Schlafen, dann eine sanfte Berührung und ein ermunterndes Wort: iss und trink! Etwas zu trinken und zu essen. Dann wieder Zeit zum Ausschlafen. So oft es nötig ist, einmal reicht nicht.

So gestärkt kann er schließlich weiter gehen. Erstmal durch die Wüste und dort in die Begegnung mit sich selbst, mit dem, was er getan hat.

Dann gelangt er in eine Höhle, die ihn birgt und versteckt. Dort kann er sich eine Zeitlang ausruhen. Aber auch hier lässt ihn Gott nicht allein. Auch in dieser Höhle muss er auf die Frage antworten: „Was machst du hier?“

Und dann gibt ihm Gott, was ihm auch hier heraus und weiterhilft. Das Größte, was einem Menschen widerfahren kann: Gott zeigt sich selbst.

Wie das geschieht, lese ich uns noch einmal vor, mit den Worten von Martin Buber, dem großen Sprachkünstler, der die Wucht und Kraft des Hebräischen ins Deutsche überträgt:

„Da / vorüberfahrend ER: / ein Sturmbräus, groß und heftig, / Berge spellend, Felsen malmend, / her vor SEINEM Antlitz: / ER im Sturme nicht - /

Und nach dem Sturm ein Beben: / ER im Beben nicht - /

Und nach Beben ein Feuer: / ER im Feuer nicht - /

Aber nach dem Feuer / eine Stimme verschwebenden Schweigens.“

Stille

Gott ist anders, als wir Menschen uns ihn oder sie oder es vorstellen, ausmalen, wünschen. Mit Größe, Macht und Pracht, die wir auf den Himmel projizieren. Wobei zum Beispiel Gottes „Allmacht“ zu einem potenzierten, entgrenzten Spiegelbild menschlicher Macht und Durchsetzungsfähigkeit wird. Was solche Gottesbilder anrichten können, kennen wir zur Genüge. Das schwierige Verhältnis von Religion und Gewalt.

Es gibt Gottesbilder, die töten. Wir zivilisierten, aufgeklärten Christenmenschen protestantischer Prägung im 21. Jh. nennen das Fanatismus, Extremismus, Fundamentalismus. Und weisen solche archaischen Glaubensausprägungen natürlich weit von uns. Aber was setzen wir ihnen entgegen?

Vielleicht, was diese Geschichte erzählt: Wie sich der zeigt, der Himmel und Erde geschaffen hat; die, über die hinaus nichts Größeres gedacht werden kann; der Mächtigste, der alle menschliche Macht nicht verlängert, sondern sie überspannt wie der Himmel die Erde und sie eingrenzt; König aller Könige, Herrscher des Himmels und aller Herrscher, unsagbare Heiligkeit.

Gott offenbart sich – im Schweigen, das verschwebt, einem stillen, sanften Sausen.

Diese Stille, dieses Schweigen, dieses nicht-Tun, nicht-Erschrecken, nicht-Zerstören, ist stärker auch als alle Armeen der Welt und revolutionärer als alle Protestbewegungen.

Gott zeigt sich hier anders als noch auf dem Karmel, wo er dem Elia zum Sieg über die Baalspropheten verholfen hat. Er zeigt sich hier anders auch als auf dem Sinai, wo er mit Donner und Blitz und einer dichten Wolke erschien und dem Mose seine Lebensgebote gesagt hatte.

Und hier: Schweigen. Stille.

Offenbart das eine tiefe Verwandlung in Gott selbst?

Wir kennen die spätere Geschichte, vom Gottessohn: Der wird auch schweigen, als er angeklagt wird. Er wird keine Gewalt anwenden. Er wird das Leiden auf sich nehmen, sich verurteilen und hinrichten lassen und sterben.

Das haben wir schon oft gehört. Wie hören wir das heute im Angesicht von so viel Leid, Gewalt, Tod? Können wir es hören und weitersagen, ohne zynisch zu werden? Bleibt das nicht nur eine Behauptung, die der grausamen Wirklichkeit nicht standhält, der wir so oft nichts entgegensetzen können? Und Gott selbst scheint den Kriegen auch keinen Einhalt zu gebieten.

Was können wir tun?

Wir können leben mit dem Schweigen als Gottes Antwort – und trotzdem in der Hoffnung, dass Gott im Regiment sitzt. Dass Karfreitag nicht der letzte Tag ist. Der Tod nicht das letzte Wort hat.

Nicht damals und nicht heute. In keines Menschen Leben. Dass am dritten Tag die Sonne über einer neuen Welt aufgehen wird. Und dass es einmal heißen wird: „Wach auf, der du schläfst, und steh auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten.“

Was können wir tun?

Wir können uns erinnern lassen: „Du bist nicht allein. Du bist niemals allein. Es lohnt sich zu leben.“

Uns heraus wagen aus der Höhle, in die wir uns geflohen haben. Im Schweigen, in der Stille stehen bleiben und darauf vertrauen, dass Gott uns darin berührt.

Stille

Und dann tun, was vor Augen ist. Helfen, wo wir können. Geflüchtete aufnehmen. Bei denen bleiben, die uns brauchen. Zusammenkommen und um Frieden beten.

Das können wir heute tun: den ersten Schritt tun auf dem weiten Weg, den wir vor uns haben. Dazu stärkt uns Gott mit Brot und Wein. Genug für heute.

Und Gottes Friede, der höher ist und tiefer als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in seinem Sohn Jesus Christus im Heiligen Geist.

Amen.